**Zeitschrift:** Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
**Herausgeber:** Verein Saiten
**Band:** 26 (2019)
**Heft:** 294

**Rubrik:** Kultur

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 08.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

| | | | |
|---|---|---|---|
| **Bear Pit, Projekt ET und Simon Hotz: St.Gallens Musik wird wieder politischer. Von Matthias Fässler** 44 | **Neue CD und neue Opernpläne: Ein Gespräch mit dem Komponisten Charles Uzor. Von Daniel Fuchs** 46 | **«Afrikanischer» Opernstoff beschäftigt auch Alfons K. Zwicker. Von Peter Surber** 49 | **Der neue Gedichtband der in St.Gallen lebenden US-Lyrikerin Jan Heller Levi. Von Claire Plassard** 50 |
| **Die Doppelausstellung im Lagerhaus über Gender, sexuelle Identität und die Künstlerin Ovartaci. Von Corinne Riedener** 52 | **100 Jahre Bauhaus: die Ausläufer des «Neuen Bauens» und der Moderne in der Ostschweiz. Von René Hornung** 54 | **Der Verlag «da bux» in Buchs macht schlanke Bücher für die Jugend. Von Bettina Kugler** 56 | **Im Parcours: Too Mad, Týpo und Max Koller, Lyrik und Musik, 30 Jahre Ausserrhoder Kulturstiftung.** 57 |

# Soundtracks für die Bewegung

**Mit den Bands Bear Pit, Projekt ET und dem Liedermacher Simon Hotz sind die politischen Parolen zurück auf den Bühnen der Stadt. Das ist gut so. Von Matthias Fässler**

Bear Pit

Projekt ET

Simon Hotz

Es gab eine Zeit in dieser Stadt, in der einem die politischen Konflikte auf dem Silbertablett serviert wurden: das Wegweisungsgesetz von 2005, der Abriss des alten Rümpeltums bei der St.Leonhardsbrücke zugunsten eines dystopischen Leopardenbaus, offene Konflikte mit Neonazis in der Region und auch sonst, der komplette Abriss des Bleicheliquartiers und verschiedene Besetzungen wie etwa jene der Villa Wiesental. Das wirbelte nicht nur politisch allerlei Staub auf. Darüber liess sich auch genüsslich und mit klarer Kante singen. Das tat etwa die Punkband Die Rabiatisten, die sich in den Nullerjahren als Hausband der Aktivistinnen und Aktivisten von «Aktiv Unzufrieden» einen Namen gemacht hatte. Andere, zum Beispiel der Rapper Göldin, taten es ihnen gleich.

Spätestens mit der Auflösung der Rabiatisten 2013 waren die explizit politischen Texte und Schlagworte aber wieder von den Bühnen der Stadt verschwunden. Und damit auch ein Stück linker Subkultur. Und irgendwie schien die Frage nach der gesellschaftlichen Verantwortung von Musik auch niemanden so wirklich zu kümmern.

Mit Bear Pit, Projekt ET und Simon Hotz kehrt nun Jahre später dieses Genre zurück. Und im Vergleich zu den natürlich im Nachhinein immer auch etwas romantisierten, politisch bewegten Zeiten lässt sich die Frage: «Wieso gerade jetzt?» nicht so leicht beantworten. Klimastreik? Vielleicht. Ein Zufall? Möglicherweise. Auf jeden Fall sind hier Musiker am Werk – in diesem Fall leider nur Männer –, die nicht nur selber Teil politischer Gruppen und Bewegungen sind, sondern auch für diese Musik machen. Mit expliziten Texten und einer Selbstverortung als politische, ja als linke Bands. Und nicht zuletzt mit einem klaren Bezug zur Stadt, der sich immer wieder auch in ihren Texten spiegelt.

Es sind diese Punkte, die sie von anderen, ebenso wichtigen Bands unterscheiden, die glücklicherweise nie verschwanden, jene mit subtilen politischen Botschaften, den solidarischen Bands, die an Benefizveranstaltungen, an 1. Mai-Festen spielen. Etwa Dachs mit ihren raffinierten Hymnen für Service Public, gegen das Bünzlitum, den präzisen Alltagsbeobachtungen, eine Band, die immer mal wieder der Sache wegen spielt. Oder auch Nofnog, eine Punkband aus dem Rheintal, die seit mehr als 15 Jahren Musik macht und immer wieder Haltung bezieht. Oder jüngst die Band Subaqua, ein Zweiergespann, das ruhigen und melancholischen Pop spielt, im Rümpeltum, an Wahlfesten und in Genossenschaftsbeizen. Die Liste liesse sich fortführen.

## Punk aus dem Hinterland

Widnau, Mörschwil, Untereggen. Es sind nicht gerade die Hochburgen des linken Punks, wo drei der vier Mitglieder von Bear Pit aufgewachsen sind. «Wir kommen aus Gegenden, wo es voll lustig ist, Nazi-Witze zu machen. Ich kannte im Rheintal keine anderen Leute, die ähnliche Musik hörten wie ich oder ähnliche Ansichten teilten», erzählt Lauro Carisch, Sänger und Texter der Band. Das politisiere natürlich. In der Stadt sei man dann auf linke Infrastrukturen, eine entsprechende Szene getroffen, die es einem natürlich erleichtert hätten, auch die entsprechende Musik zu machen.

Bear Pit steht aber auch für die Erkenntnis, dass zur Revolution, zu Aktivismus auch immer eine gehörige Portion Hedonismus gehört. Sonne, Strand und Meer. Saufen. Aber immer gegen Rechts, versteht sich. «Wenn wir dagegen halten, muss es doch auch Spass machen», sagt Carisch. Und zu diesem Spass gehört auch Provokation: «In unserer Gesellschaft gelten politische Meinungen als etwas Langweiliges. Gleichgültig zu sein, ist dagegen voll okay. Da provozieren politische Aussagen natürlich. Und Provokation ist geil. Das braucht es.»

Diese musikalische Provokation mag zeitweise etwas grobschlächtig oder auch plakativ klingen, aber sie macht politische Inhalte auch zugänglicher. Für alle jene, denen der marxistische Lesekreis nicht zusagt. Aus dem HSG-Symposium zum Beispiel wird in einem extra für die Kampagne ge-

gen die Veranstaltung geschriebenen Song die «Vollversammlung der Klassenfeinde».

Und so eindeutig die Schlagworte sind, die einem etwa auf dem neusten Album entgegenfliegen: Die Musik wirkt weder dogmatisch oder moralisierend. Das habe auch damit zu tun, sagt Carisch, dass alle Bandmitglieder aus unterschiedlichen politischen Zusammenhängen kämen. «Ich bezeichne mich als Anarchisten, ein anderer fährt die demokratisch-sozialistische Schiene, wieder einer ist ziemlich undogmatisch. Und einer ist bei den Jungen Grünen».

Nicht nur durch diese breite politische Palette schafft die Band eine Zugänglichkeit, die dem Punk vielleicht manchmal etwas verloren geht. An der Plattentaufe im Engel spielt nach dem Konzert ein DJ-Duo französischen Trap. Einige Wochen zuvor spielte die Band zusammen mit den Rappern von Projekt ET ein Konzert gegen das HSG-Symposium.

Die Zugänglichkeit ist beabsichtigt. «Wir wollen, dass sich die Zuhörerinnen und Zuhörer mit den Texten identifizieren können. Das funktioniert über die Musik, aber auch über die Texte, mit denen wir auf den Tisch klopfen möchten, proletenmässig», erklärt Carisch. Punk populaire gewissermassen, als Politisierungsmoment.

## Von wegen Kauderwelsch

«Wir wollen eigentlich einfach Geschichten aus dem Alltag erzählen», sagt Jan Räbsamen, Künstlername Epik und die eine Hälfte von Projekt ET. Dass diese dann oft politisch seien, habe einfach damit zu tun, dass sie beide sehr politische Menschen seien. Vor eineinhalb Jahren wagte sich Räbsamen zusammen mit Gian-Andri Stahl alias Takle erstmals mit ihren Songs an die Öffentlichkeit, mittlerweile haben sie ihr erstes Album veröffentlicht: *Kauderwelsch*. Und der Titel täuscht. Denn unverständlich ist hier gar nichts. Es sind zehn Tracks aus dem Alltag, aber immer auch Songs, die das grosse Ganze verhandeln, wenn ihnen auch zeitweise etwas der rote Faden verloren geht.

«Wenn wir Texte schreiben, nehmen wir uns nicht vor, die grossen Zusammenhänge theoretisch zu erklären», sagt Stahl. Die Songs funktionieren aber auch so wunderbar, ohne Theorie, dafür mit Alltagsmetaphern, und indem sie geschickt mit Klischees, mit Aneignung und Abgrenzung spielen. *Wiisswii usem Tetrapack* heisst einer der Tracks. Viel schöner kann man die Abgrenzung gegen oben und das Älterwerden nicht auf einen Nenner bringen.

In *Mexikaner* singen die beiden vom Saufen für den guten Zweck und beziehen sich dabei auf eine Kampagne gegen den G20-Gipfel in Hamburg. An anderer Stelle fordern sie *Chueche für alli*. So wie Bear Pit verstehen es Projekt ET, das grosse Politische im kleinen St.Gallen zu spiegeln. Und das grosse Politische braucht immer auch Symbole, Orte und Menschen, an denen sich diese Alltagsgeschichten erzählen lassen. Etwa, wenn über Nachtzuschläge gerappt wird, über die Grabenhalle, oder darüber, dass man manchmal HSG-lern gerne eine Watsche verpassen würde.

So sehr Konflikte vielleicht zu anderen Zeiten offensichtlicher zutage treten, sie entstehen manchmal auch erst dann, wenn man darüber singt. Man stelle sich vor, jemand hätte über ein alternatives Kulturzentrum gesungen, in der Innenstadt an bester Lage, das bald einer zum grossen Teil privat finanzierten Eliteuniversität weichen muss, die noch mehr städtischen Raum einfordert.

Es gehe schon immer auch um so etwas wie eine linke Identität, sagt Stahl. Auch wenn sie sich selber gar nicht als explizit politische Band bezeichnen würden. «Ich finde es wichtig, dass es in der Ostschweiz politische Bands gibt», sagt er. «Das ist gerade für eine Szene, halt für den ganzen Kuchen, wichtig. Dass du an ein Konzert gehen kannst, ohne Angst zu haben, dass da jemand irgendwelchen Bullshit verzapft.»

## Der Sonderfall

Simon Hotz wirkt ein wenig wie aus der Zeit gefallen. Ein 18-jähriger Liedermacher inmitten einer autogetunten hurrahdigitalisierten Jugend, der seine Inspiration aus Lyrikbänden nimmt – Erich Fried, Erich Kästner –, der von Vorbildern wie Hannes Wader, Georg Danzer, Reinhard Mey schwärmt. «Das macht mir manchmal schon zu schaffen», sagt er nicht ohne Bescheidenheit. «Ich verstehe schon, dass man Punkbands geil findet. Aber wieso nicht auch Liedermacher? Mein Genre ist durch die Textlastigkeit ja eine Art Sonderfall in der Musik. Zudem besteht gerade die Schwierigkeit darin, mit nur einem Instrument eine gewisse Intensität herstellen zu können.»

Dass er überhaupt mit dem Schreiben begonnen hat, und vor allem mit dem politischen Schreiben, sei einem Zufall geschuldet, sagt Hotz. Nach einem Konzert von Konstantin Wecker lädt ihn dieser zu einem Schreibworkshop nach Würzburg ein. Hotz bastelt zusammen mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern an eigenen Songs, kurz danach steht er das erste Mal auf der Bühne und spielt eigene Lieder. Für eine «linke Bubble», aber auch für sich, denn er brauche diese Bubble ja auch selber, «um nicht durchzudrehen».

Da die politische Szene in St.Gallen sehr klein sei, merke man viel stärker, wenn einzelne ausfallen würden, sagt Hotz. «Ich hatte oft schon Angst bei den Klimastreiks, dass Leute aufgrund der Belastung den Schwung verlieren. Ich will mit meiner Musik den Leuten Energie geben, das Feuer am Brennen halten.»

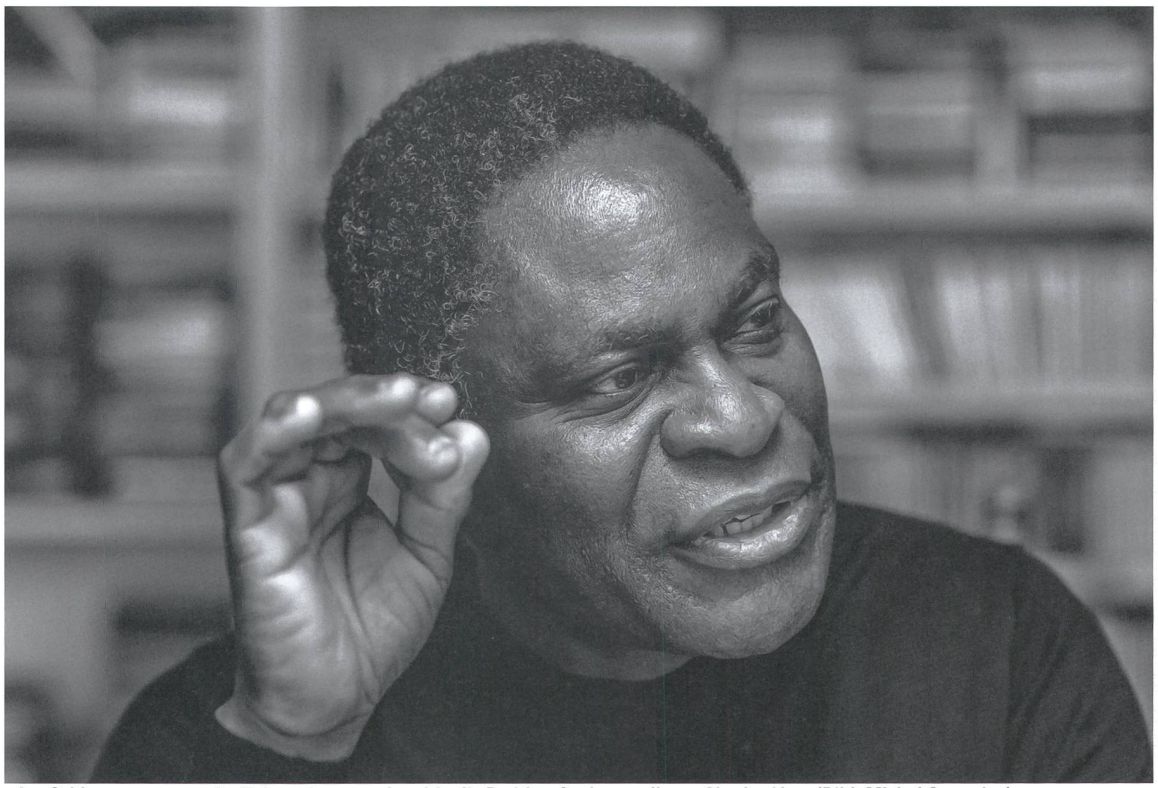
Simon Hotz, selbst auch aktiv im Klimakollektiv Ostschweiz, wirkt für sein Alter erstaunlich abgeklärt, changiert geschickt durch die Themenwelt linker Gesellschaftskritik, singt Eigenes und Coverversionen. Und man fragt sich unweigerlich, wo diese Reise endet, wenn sie bereits mit 18 so beginnt. Wohl nicht auf den grossen Bühnen, vermutet Hotz. Wie auch die beiden anderen Bands weiss er, dass Bands, die sich klar positionieren, selten der grosse, auch kommerzielle, Durchbruch gelingt.

## Musik in durchgeknallten Zeiten

Bear Pit, Projekt ET und Simon Hotz – sie stehen bestimmt auch für eine Art Sehnsucht nach Eindeutigkeit, nach klaren Verhältnissen, in durchgeknallten und komplexen Zeiten wie diesen. Es ist Musik, die nicht so tut, als hätten wir alle alles gemeinsam, die Widersprüche und gegensätzliche Interessen sichtbar macht, mit der zeitweilen unsäglichen Harmoniebedürftigkeit in dieser Stadt bricht. In Zeiten, in denen auch sonst so vieles in postideologische Beliebigkeit zerbröselt. Oder aber die Kulturindustrie und auch ein grosser Teil des musikalischen St.Gallens in hedonistischer Gleichgültigkeit, in künstlerischer Verwaltung der Gegenwart versumpft. Wo es doch auch heute, in der Stadt und überall, genug gäbe, gegen das anzusingen sich lohnen würde.

# «Ich habe ein grosses Begehren nach Natur»

**Die Doppel-CD *mimicri/pieces with tape*, ein Werkbeitrag für eine geplante Oper sowie ein Konzert in der Tonhalle St.Gallen: Der Komponist Charles Uzor ist aktuell auf mehreren Bühnen präsent. Ein Gespräch über Schönheit, Elektronik und Afrika. Interview: Daniel Fuchs**



«Am Schluss rennt man der Zeit nach, um rechtzeitig die Parititur fertigzustellen»: Charles Uzor (Bild: Michel Canonica)

**Saiten: Du unterrichtest Musik. Kann man das als Brotberuf definieren? Wie sieht es aus mit dem Freiraum fürs Komponieren?**

Charles Uzor: Das ist eine Frage, mit der ich dauernd konfrontiert bin. Und es ist auch ein romantischer Topos: Wer bin ich? Was ist meine Erfüllung? Wahrscheinlich empfinden alle Menschen, dass da immer ein Gefälle ist zwischen dem, was man der Gesellschaft schuldet, und dem, wo man sich befindet als Person. Man ist in diesem Sinne immer unterdrückt durch die Gesellschaft; auch durch sich selber, weil man ja ein Teil der Gesellschaft ist und diese hierarchischen Systeme auf sich anwendet: Geld verdienen, Familie haben, Dinge tun, die gesellschaftlich genehm sind. All das passt eigentlich nicht mit dem zusammen, was man als Komponist tun will.

Die einfache Antwort ist: Ich habe mir das eingerichtet. Ich habe einen Brotjob, der viele Sicherheiten bietet. Ich konnte ein bürgerliches Leben führen, mit Familie und Kindern und Ferien. Da hat die Komposition nicht gelitten, sie musste aber schmal durch. Ferien, in denen man komponieren kann und die Nächte – also nicht ganz wie bei Kafka … Früher hatte ich ein Studio im Schoren. Wenn die Kinder im Bett waren, bin ich jeweils dorthin zum Arbeiten gegangen und um 2 oder 3 Uhr früh zurückgekommen. Das war für mich fast die erfüllteste Zeit. Ich weiss nicht, wie ich da am nächsten Tag funktionieren konnte, denn ich habe auch in dieser Zeit unterrichtet. Jedenfalls: In unserer Gesellschaft ist es irgendwie möglich, beides zu leben. Dafür bin ich dankbar.

**Wie komponierst du? Hast du eine bestimmte Methode oder ist das von Werk zu Werk verschieden?**

Ich habe früher fast rein aus beziehungsweise in einer Inspiration komponiert. Aus einem Drang, fast wie ein sexueller Drang, etwas zu schaffen, etwas loszuwerden, etwas Inneres nach aussen zu bringen. Das hat irgendwie funktioniert, vielleicht negativ, weil man sich dann der Gesellschaft gegenüberstellt und das wahre Leben im «Unleben» sieht, in diesem einsamen Tun. Man schreibt dann für die Schublade … Dann hatte ich ein Ensemble, das sich in den 80er- und 90er-Jahren darauf spezialisiert hat, meine Musik aufzuführen – ein Glücksfall. In der Folge habe ich immer mehr auf Bestellung komponiert, Aufträge, unbezahlte zuerst, später bezahlte. Diese geben dann auch das Tempo vor. Meistens hinkt man da hinterher! Am Schluss rennt man der Zeit nach, um rechtzeitig die Partitur fertig zu

stellen. Da geht es dann nicht mehr um die schönen Gefühle. Man hat etwas abgemacht und die Musiker brauchen die Noten zum Üben. Ich bin realistischer geworden.

Zeit: Damit schneidest du ein wichtiges Thema an. Du hast ja schon Deine Dissertation von 2005 dem Zeitproblem gewidmet. Ich denke, dass das gerade in deinem Werk, wenn ich die Stücke höre, eine grosse Rolle spielt.

Ah, hört man das?

Ja, auf jeden Fall. Was jetzt auch auf dieser Doppel-CD zu hören ist, ist «schöne» Neue Musik. Vielleicht mit Ausnahme von *spleen/mimicri*, von dem du selbst sagst, es sei ein unmusikalisches Werk.

Wie bringst du den Zeitbegriff mit dem Wort «schön» in Verbindung?

Auffällig bei den meisten Stücken auf dem Album ist, dass sie sich Zeit nehmen. *Nri/mimicry* dauert eine halbe Stunde, *sweet amygdala* dreiviertel Stunden. Von den musikalischen Strukturen, die man in den Stücken erlebt, findet schon eine gewisse Dehnung statt. Das hat sicher auch mit den repetitiven Strukturen zu tun.

Interessant – das würde ja heissen, dass etwas Langes, etwas Gedehntes auch «schön» werden kann, weil man sich an den Klang gewöhnt und damit leben kann. Das gibt dann so etwas wie ein Klangerleben oder eine Klang-WG. Das zeigt aber auch ein bisschen, dass dann der Musik die Spitze genommen wird.

Als Hörender finde ich es immer «schön», wenn man Zeit bekommt. Bei Morton Feldman habe ich teilweise ein ähnliches Hörerlebnis.

Wenn wir Anton Webern als Vergleich nehmen, dann ist ja jeder Klang ein Ereignis. Und dieses Ereignis wird nicht geschenkt oder das Geschenk wird gleich wieder aus der Hand genommen. Das macht es so wertvoll, auch. Aber es ist ein Wert, der fast negativ ist: etwas haben, indem man es nicht hat oder nicht bekommt und sich danach sehnt – und wenn mal eine Terz kommt (es gibt bei Pierre Boulez in den *Structures* eine Stelle, wo eine Terz hineinklingt, und das tut dann so gut!). Hörst du Brahms, hast du dauernd Terzen und man schwelgt in diesen Terzen oder im Sext-Wohlklang. Dieses negative, asketische Hungernmüssen der Neuen Musik … Ich weiss nicht, ob ich das bewusst oder unbewusst ablehne.

Auffällig ist auch, dass die Mehrzahl der auf der CD vorhandenen Stücke verbunden sind mit Tonband, also mit Elektronik. Die Komposition *Mother Tongue Fire/mimicri* ist ausschliesslich für Tonband geschrieben. Woher kommt dein Interesse an der Elektronik? Ist das eine Erweiterung oder das Begehren, akustische und elektronische Klänge zusammenzubringen?

Ich bin nicht der Tüftler, der Spezialist für Elektronik. Ich stelle die Klänge nicht konstruktiv her. Ich gehe eher von Klängen aus, die schon da sind, die ich leicht manipuliere und verändere, oder von einer Elektronik, die aus einem physischen Experiment heraus wächst, in der die Klangresultate nicht im Voraus konzipiert sind, sondern mich oft überraschen. Was ich beifügen möchte, obwohl ich noch etwas unsicher bin: Für mich ist Elektronik etwas, das uns näher zur Natur bringt. Sie zeigt uns noch mehr, dass es einen Unterschied gibt zwischen einer direkt wahrgenommenen und einer indirekten Natur, wie wir sie vielleicht nicht wahrnehmen, die aber auch da ist. Elektronik ist ja Natur, ist ja nicht «künstlich», wie man so sagt. Und das führt mich dann zur Frage: Was ist eigentlich Natur? Ich habe ein grosses Begehren nach Natur … herauszufinden, wie «natürlich» Natur und wie «künstlich» eben Kunst ist. In *sweet amygdala* versuche ich, diese beiden Naturen zusammenzubringen: den Geigenton und diesen «Mothersound», wie ich ihn nenne, diesen tiefen, kratzigen, unschönschönen elektronischen Sound.

Hast du Vorbilder, Orientierungspunkte?

Die Niederländer, das sind für mich die Grössten: Johannes Ockeghem und die Zeit vom 13. bis zum 16. Jahrhundert, Guillaume de Machaut, Guillaume Dufay, Costanzo Festa. Das sind für mich Meister, Magier.

Es ist bemerkenswert, dass du auf diese Frage mit Namen der Alten Musik antwortest. Du hast inzwischen fünfmal das *Ave Maria* für gemischten Chor komponiert. Zwei Versionen finden sich auf der CD. Klanglich lässt sich deine Auseinandersetzung mit Alter Musik schon nachvollziehen. Thematisch ist das doch aber eine erzkatholische Geschichte.

Ich bin Atheist. Aber die Marienfigur fasziniert mich, wie mich auch die Geburt fasziniert. Dass aus einem Bauch ein Mensch kommen kann, das ist für mich immer noch ein Wunder. Ich bin wie ein Kind vor diesem Wunder. Und die Figur der Maria hat für mich, anders als im Katholizismus, etwas ganz Unhierarchisches, Gebendes und Gütiges. Wenn man den Menschen sieht, der Maria anbetet, kommt etwas Reines und etwas Kleines zum Vorschein. Das ist etwas vom Grössten, was man leisten kann, sich zum Kind zu bekennen, das man ist. Wahrscheinlich ist das der Grund, warum ich fast obsessiv diesen Maria-Text vertont habe.

Ich möchte noch auf deine nigerianischen Wurzeln zu sprechen kommen. Nicht biografisch, sondern mich interessiert dein Verhältnis zur afrikanischen Musik, beziehungsweise deine Kritik am «Minimalismus à la Steve Reich».

Ja, ich habe fast eine Wut gegenüber Steve Reich. Aber Wut ist ja immer ein Problem, das man gegenüber sich selber hat. Mein Problem ist, dass das so anziehend ist. *Drumming* zum Beispiel, die Länge der Stücke und dieser Sog und diese Perfektion … und da ist das Problem. Die afrikanischen Rhythmen sind enorm vielfältig, und zwar nicht konstruiert, sondern aus der Bewegung heraus entwickelt. Die Bewegung kommt aus dem Tanz, aus der Lust des Körpers, andere Bewegungen zu machen als zum Beispiel beim Gehen. Und aus der Lust am gemeinsamen Tun. Wenn zwei

Leute trommeln, ergänzen sie sich mit ihren Rhythmen so, wie es einer alleine gar nicht tun kann. Das ist das afrikanische Prinzip. Steve Reich hat das wahrscheinlich auch fasziniert. Und er hat es in dem Sinn vereinfacht, dass er die spritzigen, meist synkopierten Rhythmen, die man als Europäer gerade noch nachvollziehen kann, in einem geraden Mass verwendet. Aber es ist ein intellektueller Tanz, ein Steve-Reich-Stück muss man so präzis wie eine Maschine spielen. Da ist nichts Individuelles. Das widerspricht absolut dem afrikanischen Gefühl, dass man zusammen Musik macht und tanzt – auch mit dem Publikum. Darum die Wut. Reich hat das in einem europäischen Sinn kommerzialisiert.

Du bekommst einen Werkbeitrag für ein Opernprojekt. Nach der Fragment gebliebenen ersten Oper *Echnatos Hymnos an die Sonne* (1995/97) und der Gemeinschaftsoper *Black Tell* (2000) ist das dein dritter Anlauf zu dieser Form, nach Jahren. Warum Oper?

Vielleicht ist das etwas Afrikanisches, das mir noch geblieben ist: die Lust an der Verstellung, am Übertreiben und auch am Spiel an sich. In einem Konzertstück kann das nicht zur Geltung kommen. Humor zum Beispiel gibt es für mich nicht in der Musik, weder bei Strawinsky noch bei Schönberg. Aber in der Oper schon. Witz ist etwas Textliches, etwas Semantisches. Semantik heisst für mich eine Logik des Verstehens und eben des Verstellens. Tragik ist dann das Kehrstück, das ist auch eine Verstellung. Für mich ist Musik an sich weder komisch noch tragisch, sondern sie ist einfach Geist. Aber in der Oper kann ich das Komische und das Tragische zusammenbringen.

Hast du einen Stoff?

Ja, ich habe einen Stoff, der mich schon jahrelang fesselt, und das ist «Kongo», Leopold II., dieser Teufel …

… vielleicht das schwärzeste Kapitel der Kolonialgeschichte – eine Reise ins Herz der Finsternis?

Ich habe eine Geschichte erfunden, aufgrund einer Chronik. Die Archive in Belgien sind allerdings noch verschlossen. Belgien ist noch nicht soweit, sich damit auseinanderzusetzen. Es gibt immer noch Büsten und Skulpturen von diesem Leopold II., auf offenen Plätzen reitet er herum. Ich habe eine Geschichte erfunden, in der ein Junge von Leopold missbraucht wird. Ich pflanze Leopold II. in den Kongo. Er hat ja selbst nie einen Fuss in das Land gesetzt. Er wurde dank des Kautschuk-Handels zu einem der reichsten Europäer, auf Kosten einer Bevölkerung, die er zu Millionen massakrieren liess.

Denken wir an Oper, so denken wir an Stimmen. Wie ist dein Verhältnis zur Stimme?

Das ist ein Liebesverhältnis. Es gibt nichts Erotischeres als die Stimme. Das ist für mich etwas Erfüllendes. Und zwar eben nicht die «schöne» Stimme, sondern die «eigene» Stimme. In der Stimme ist eine Persönlichkeit fühlbar und erlebbar. Wenn ich das mitempfinden könnte, wie und was jemand innerlich empfindet, einen Geschmack, eine Farbe, zu dieser Zeit, mit dieser Genauigkeit: Das wäre für mich paradiesisch!

Und dein Verhältnis zum geschriebenen Text?

Mehr als 50 Prozent meiner Stücke haben Stimme, sei es ein Chor oder eine Solostimme. Ich glaube nicht an Vertonung. Gut, jetzt muss man sagen: Du willst eine Oper schreiben und glaubst nicht an Vertonung? Ich glaube nicht, dass Musik Text ausdrücken kann. Das ist ein Hirngespinst, das ist ein Fehler, ein fruchtbarer Fehler! Ich liebe ja Schubert und seine Lieder, aber Musik kann diese Texte nicht ausdrücken. Nur bei kanonisierten Texten, wie eben dem *Ave Maria*, funktioniert das, denn das ist ein Ritual. Da hört man nicht mehr den Text oder den Sinn des Textes. Man empfindet das Ritual und den Rhythmus. Du kannst einen Zeitungstext wie ein Gedicht an den Mond nehmen, das ist musikalisch gleichgültig, weil eben dieser semantische Fehler besteht. Ich glaube, man müsste auf ganz einfache Strukturen kommen, um Text vertonen zu können. So weit sind wir noch gar nicht. Darum versuche ich es mit Textlosem. Das ist meine Ästhetik. Wie ich das dann bei der Oper mache, weiss ich noch nicht. Aber ich bin ganz sicher: Es wird wenig Text gesungen werden.

Gibt es ein Musikstück, das man unbedingt gehört haben sollte?

Ich denke schon … Bach … die *Matthäus-Passion*.

**Uzor im Konzert und auf CD**

Klangsinnlichkeit und ein feinnerviger Umgang mit rhythmischen Strukturen, das zeichnete schon früher die Werke von Charles Uzor aus. Ausgezeichnete Musiker und Musikerinnen sind über die Zeit hellhörig auf seine Kompositionen geworden: das Percussion Art Ensemble Bern, Rupert Huber mit dem SWR Vokalensemble, die Pianistin Ute Gareis oder die Violinistin Elena Zhunke. Auf der neuesten Doppel-CD finden sie sich zusammen und rücken die Werke Uzors weit über das Regionale hinaus. CD: *mimicri/ pieces with tape* (NEOS 11821-22)

Im November hat das St.Galler Publikum die Gelegenheit, Uzor zu hören – unter anderem mit der Uraufführung seines jüngsten Werks *Mothertongue*, in dem er sich verschiedenen Aspekten der Muttersprache annähert. Konzert: Charles Uzor – Ensemble Mothertongue, Rupert Huber (Ltg.), 17. November, 11 Uhr, Tonhalle St.Gallen (Kleiner Saal)

Charles Uzor erhält einen der sechs Werkbeiträge 2019 der Stadt St.Gallen. Verleihung: 11. November, 18.30 Uhr, Palace St.Gallen

# Treffen mit dem Tod

**Ein «afrikanischer» Opernstoff beschäftigt auch den St.Galler Komponisten Alfons K. Zwicker. Im Zentrum: Uno-Generalsekretär Dag Hammarskjöld und der kongolesische Premier Patrice E. Lumumba, beide 1961 ermordet. Im November gibt es einen Konzert-Vorgeschmack. Von Peter Surber**

Alfons K. Zwicker (rechts) auf der Probe. (Bild: Pablo Fernandez)

Dag Hammarskjöld und Patrice E. Lumumba 1960 (Bild: newafricanmagazine.com)

«Morgen treffen wir uns, der Tod und ich.» Der Satz steht in einem Tagebucheintrag aus dem Jahr 1930 von Dag Hammarskjöld. Drei Jahrzehnte später, am 17. September 1961, kommt Hammarskjöld im Kongo ums Leben. Er ist unterwegs, um im Katanga-Konflikt zu vermitteln, als seine Uno-Sondermaschine abstürzt. Vollständig aufgeklärt ist das mutmassliche Attentat bis heute nicht.

Mit Hammarskjölds Schicksal und seinen literarisch brillanten Aufzeichnungen, erschienen unter dem Titel *Vägmärken* (*Zeichen am Weg*), beschäftige er sich seit zehn Jahren, sagt Alfons K. Zwicker. Jetzt wird daraus eine Oper mit dem Titel *The Last Flight of Dag Hammarskjöld*. Zwicker konnte für das Libretto den Regisseur und früheren langjährigen Leiter der Bregenzer Festspiele, David Pountney, gewinnen. Und Pountney brachte als zweite zentrale Figur jene des kongolesischen Politikers Patrice Lumumba ins Spiel. Lumumba war 1960 erster Premier der unabhängigen Republik Kongo nach dem Ende der belgischen Kolonialherrschaft. Nach dem Mobutu-Putsch wurde er abgesetzt und am 17. Januar 1961 unter ebenfalls bis heute nicht restlos geklärten Umständen ermordet. Unter anderem fliesst Lumumbas legendäre Rede an der Unabhängigkeitsfeier 1960, in der er die koloniale Unterdrückung geisselte, in das Libretto ein.

Die Oper spielt kammerspielartig im Todesflugzeug und folgt der Form eines Stationenwegs – Zwicker sieht im politischen «Kreuzweg» von Hammarskjöld und Lumumba Parallelen zur biblischen Passionsgeschichte. Die Täter-Opfer-Thematik ist ihm nicht neu; die Oper *Der Tod und das Mädchen* spielte auf dem Hintergrund der chilenischen Militärdiktatur. 2011 war sie am Theater St.Gallen zu sehen.

Die neue Komposition soll 2020 fertig werden. Einen Eindruck vom Stoff und seiner Behandlung gibt jetzt im November ein Konzert im St.Galler Kultbau. Zur Aufführung gelangt das Stück *Stationen* für tiefes Trio in der Besetzung Viola, Violoncello und Klavier. Die Komposition ist nach Zwickers Darstellung vom «Zusammenprall» der Kulturen geprägt: hier der «kühle» schwedische Friedenspolitiker (posthum 1961 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet), dort «die Körperlichkeit und das Sinnliche, das Stammesbewusstsein, das Rituelle und die koloniale Verletzung». In Rondo-Form wechselt das Stück zwischen europäischen «Stationen» und afrikanischen «Refrains».

Im Konzertprogramm kommen zur Zwicker-Uraufführung Werke hinzu, die ihrerseits von aussereuropäischen Musik-Einflüssen geprägt sind: die *Elegia per Ty* von Giacinto Scelsi sowie Kompositionen des Wieners Thomas Wally und des Basler Cellisten Martin Jaggi, der zusammen mit der Bratschistin Petra Ackermann und dem Pianisten Philipp Meier die Werke aufführt.

Trio Jaggi Ackermann Meier: «Zeichen am Weg», 22. November, 19.30 Uhr, Kultbau St.Gallen

anatomie-des-klangs.ch

# Dieser Moment des freien Falls, den wir in der Bauchgegend spüren

**Mit *That's the Way to Travel / So sollte man reisen* liegen erstmals ausgewählte Gedichte der in St.Gallen lebenden US-amerikanischen Lyrikerin Jan Heller Levi gleichzeitig im englischen Original und in deutscher Übersetzung vor, samt Bildern von Marlies Pekarek. Eine Einladung, eigene Bande mit Lyrik und Kunst zu flechten. Von Claire Plassard**

*That's the Way to Travel / So sollte man reisen*, im deutschen Verlag Moloko Print erschienen, ist kein gewöhnlicher Lyrikband. Die Gedichte von Jan Heller Levi treten in Dialog mit den Collagen der St.Galler Künstlerin Marlies Pekarek, so dass immer schon Möglichkeiten zusätzlicher Verknüpfungsebenen mitgegeben sind: Das Wort lässt sich im Bild spiegeln, letzteres wiederum kann zur Interpretation der Verse inspirieren.

Auf dem hellgelben Buchcover entdecken wir einen rosa Flamingo, eine Dienstmagd aus einem ferneren Jahrhundert unmittelbar über dem Gefieder sowie das Wort FORCEFUL in grossen Lettern. Die Collagen von Marlies Pekarek enthalten kraftvolle und zarte Elemente, die von viel Sinn für Humor und Ironie zeugen, gleichzeitig aber immer schon den Subtext des eigenen Gemachtseins offenzulegen scheinen und einen schonungslos-kritischen Blick auf die gesellschaftlichen Verhältnisse werfen. Dieses Oszillieren zwischen Verspieltheit und Ernsthaftigkeit ergänzt sich hervorragend mit der Lyrik Jan Heller Levis.

Collage von Marlies Pekarek

## Das Poetische jenseits der Türschwelle

Die Namen, welche die Stationen der Biografie der 1954 in New York geborenen, in Baltimore aufgewachsenen und mittlerweile in St.Gallen lebenden Lyrikerin Jan Heller Levi spicken, lesen sich ähnlich eines Who's Who der New Yorker Lyrikszene: Heller Levi war – unter anderem – persönliche Assistentin der Poetin Muriel Rukeyser, sie agierte – unter anderem – als Herausgeberin der Gedichte June Jordans, sie unterrichtete – unter anderem – an der City University of New York kreatives Schreiben, und sie wurde – unter anderem – für ihren ersten eigenen Gedichtband *Once I Gazed at You in Wonder* (mittlerweile hat sie drei Gedichtbände veröffentlicht) mit dem renommierten Walt Whitman Award ausgezeichnet.

Für den deutschsprachigen Raum ist Heller Levis Lyrik jedoch eine Entdeckung, die nicht zu früh kommen kann – eine Entdeckung, für die wir uns glücklicherweise nicht in umständliche Wortkaskaden zu introspektiven Betrachtungen des eigenen Daseins in der Welt usw. usf. eingraben müssen. Ihre Gedichte, oft autobiografisch gefärbt, sind mitten aus dem Leben gerissen. Das Poetische liegt vor der Haustür: Grundsätzlich ist alles bereits da, um von der Poetin, den Leserinnen und Lesern aufgehoben zu werden.

Natürlich ist diese Beschreibung eine ziemlich platte Untertreibung: Je nachdem, wie man schreibt, kann dieses Aufheben einen Gewaltakt bedeuten, einen Gewaltakt an sich selbst und an der Sprache. Und je nachdem, wie wir uns, als Leserinnen und Leser, gerade in diesem eigenen Haus umtun, wird uns das Aufraffen zur Begegnung mit dem Poetischen leichter oder schwerer fallen. Man muss die Türschwelle schon übertreten wollen – und die Reise ins Ungewisse beginnen, die vielleicht macht, dass nachher Einiges nicht mehr so ist, wie es einmal war. Eine solche Ungewiss-

heit scheint manche Figur, die uns in Jan Heller Levis Gedichten begegnet, mit beinah bedingungslos anmutender Leidenschaft in Kauf zu nehmen.

## Das Unbekannte ausserhalb der Komfortzone

In Heller Levis Gedicht *Enter the Tree* – dessen Titel von Florian Vetsch mit *Auftritt der Baum* ins Deutsche übertragen wurde – ist eine namenlose Frau ausgezogen auf die Suche nach anderen Frauen. Vielleicht ist es ihre Hoffnung auf Komplizinnenschaft, die sie antreibt, den Komfort des ihr Dargebotenen hinter sich zu lassen. Womöglich ist die Frau aber auch ausgezogen in der Sehnsucht nach diesem Moment des freien Falls, den wir in der Bauchgegend spüren, wenn die eigene Hand erstmals von den Fingern des bis anhin Unbekannten – in diesem Fall: der Unbekannten – gestreift wird. «Comfort isolates»: Dieser Befund, den die US-amerikanische Essayistin Susan Sontag vor Jahren einmal mit Nachdruck in einem Interview geäussert hat, trifft hier womöglich ins Schwarze.

Was sich die namenlose Frau in *Enter the Tree* tatsächlich von der Begegnung mit anderen Frauen erhofft, unterliegt der eigenen Spekulation. Letztere wird massgeblich beeinflusst sein vom eigenen Standpunkt im Moment der Lektüre, von den angesammelten Erfahrungen sowie den Texten, die in der inneren Bibliothek herumgetragen werden. In *Enter the Tree* kommen Baum und Schlange vor: Wer die Paradieserzählung aus dem Buch *Genesis* der Bibel kennt, liest die Szenerie womöglich nicht als irgendeine beliebige Szenerie und den Baum womöglich nicht als irgendeinen beliebigen Baum. Vermutlich befindet sich die namenlose Frau (noch) im Paradies und vermutlich handelt es sich bei diesem Baum um den Baum der Erkenntnis von Gut und Böse. Interessanterweise – und entgegen der Paradieserzählung – isst die Namenlose jedoch nichts. Sie hegt keinen Appetit auf das ihr Dargebotene. Ihr Begehren, andere Frauen zu treffen, ist in der Konsequenz womöglich so radikal anders als all das bisher Gekannte, dass es den Horizont von Gut und Böse überschreitet und nicht mehr in Begriffen der Erkenntnis zu fassen ist.

## Von harten Aufprallen und Auszugsbedingungen

Wenngleich es bei Heller Levi also mitnichten der Sündenfall sein muss, der auf der anderen Seite der Schwelle folgt, so vielleicht manchmal der harte Aufprall auf dem Boden der Realität am Ende einer Reise.

Im Gedicht *Skywatch*, dessen Titel Clemens Umbricht mit *Himmelsbetrachtung* übersetzt, hat das lyrische Ich bereits eine einschneidende Veränderung hinter sich und ist, wie es selbst sagt, «bereits gestorben». Es findet sich auf einer Parkbank wieder, neben der Ex namens «I-ruined-your-life» / «Ich-hab-dein-Leben-ruiniert». Was bleibt, ist die Ernüchterung. Sein Schwellenübertritt hat sich vermutlich nur bedingt ausgezahlt.

Andere in Heller Levis Gedichten kämpfen hart, um überhaupt Streifzüge ins Unbekannte starten und sich jenseits dieser «Schwelle des Fremden» begeben zu können, von der Annemarie Schwarzenbach – ihrerseits eine äusserst privilegierte Reisende – einst in ihrer kleinen Erzählung *Eine Frau zu sehen* schrieb. Für viele Menschen ist Bewegungsfreiheit eine Illusion. Wenn der rollstuhlfahrende Abenteurer in Heller Levis titelgebendem Gedicht *That's the Way to Travel / So sollte man reisen* immer wieder an Ecken ohne Gehsteigrampen strandet und von Schlaglöchern durchgerüttelt wird, sich allen Widrigkeiten zum Trotz aber dennoch zu Streifzügen jenseits der Schwelle aufrafft, dann ist das ein Akt von einer zutiefst politischen Dimension. Die Öffentlichkeit ist nicht barrierefrei: Als Zivilgesellschaft müssen wir uns unweigerlich die Frage nach den Bedingungen der Auszugsmöglichkeit stellen, sowie die Frage nach den damit einhergehenden Ausschlüssen. Heller Levi hält ihren Finger an Wunden, aber ohne jegliche lähmende Bitterkeit.

Wenn wir die Schwelle einmal hinter uns haben, eröffnet Lyrik – *gute* Lyrik – neue Sichtweisen. Sie kann uns auf eine Art berühren, die macht, dass wir uns – möglicherweise aber auch anderen – nach der Lektüre ein Stück weit näher sind, als wir es vorher waren. Zweifellos ist es genau das, was Jan Heller Levis Gedichte lostreten können. Ihr Sog jenseits der Schwelle zieht unaufhörlich. Sie machen viel Lust auf Begegnungen auf der anderen Seite, ungewissen Ausgang inklusive.

Jan Heller Levi: *That's the Way to Travel / So sollte man reisen*. Selected Poems / Ausgewählte Gedichte. With Collages by / Mit Collagen von Marlies Pekarek. Translated by / Übersetzt von Clemens Umbricht und Florian Vetsch. Moloko Print, Pretzien 2019, Fr. 43.90.

Der hier leicht angepasste Text wurde als Rede an der Buchvernissage von *That's the Way to Travel / So sollte man reisen* am 26. Oktober im Raum für Literatur in St.Gallen gehalten.

# Queere, liebenswerte Wunderwelt

Die Doppelausstellung über Gender, sexuelle Identität und Transgeschlechtlichkeit im Museum im Lagerhaus. Von Corinne Riedener

Ovartaci, 1894 im dänischen Ebeltoft als Louis Marcussen geboren und 1985 in Risskov gestorben, hat eine bewegte Lebensgeschichte. 56 Jahre verbrachte die Künstlerin aufgrund einer paranoiden Psychose in psychiatrischen Kliniken, elf Jahre in der Klinik Dalstrup in Djursland, die restliche Zeit in der Klinik Risskov in Århus. In dieser «geschützten Umgebung» sind hunderte Werke entstanden – Malereien, Puppen, Flugobjekte, Rauchutensilien, Wörterbücher und vieles mehr. Erschaffen aus allem, was gerade zur Hand war, Stoff, Papiermaché, Sardinenbüchsen, Karton, Zahnpastatuben, auf Türen, Wänden und Decken. Ovartaci gilt als dänisches Pendant zum Schweizer Künstler Adolf Wölfli, der von 1895 bis zu seinem Tod 1930 in der Nervenheilanstalt Waldau lebte und einer der bedeutendsten Vertreter der Art Brut ist.

Die grosse Ovartaci-Schau, die noch bis am 1. März im Museum im Lagerhaus in St.Gallen zu sehen ist, erstmals in der Schweiz, ist Teil der internationalen Trilogie «Das ‹andere› in der Kunst» und widmet sich den Themen Gender, sexuelle Identität und Transgeschlechtlichkeit. Parallel dazu zeigt das Museum im Lagerhaus die Ausstellung ICH DU ER SIE XIER, die mittels Fotografie, Film, Installationen und Malerei zeitgenössische Positionen zu Genderzugehörigkeit und Geschlechterklischees bezieht. Mit Werken von Muda Mathis & Sus Zwick, Michelle «Jazzy» Biolley, Francesca Bertolosi und Sascha Alexa Martin Müller.

## Ein fabelhaftes Universum

Ich besuche die Ausstellung an einem Mittwochnachmittag mit Fabienne Egli, einer guten Freundin und Fachfrau für Transgeschlechtlichkeit. Ovartacis Werke sind wundervoll verspielt. Wir sind fasziniert von ihrem Ideenreichtum, den unzähligen Einflüssen, Stilen und Materialien, wundern uns aber auch über ihre oft doch recht binäre bzw. einseitige Vorstellung von Weiblichkeit – die nicht ihr, sondern dem damaligen psychiatrischen und auch gesellschaftlichen Narrativ geschuldet ist. Viel zu lange mussten weibliche Personen aussehen wie «eine echte Frau»: grosse Augen und Brüste, schmale Schultern, schlanke Taille, lange Beine usw. Heute sind die Frauenbilder zum Glück etwas diverser.

Diese extreme Weiblichkeit, das Barbiepuppenhafte, findet sich auch in vielen Ovartaci-Werken – allerdings weicht sich diese Sicht mit zunehmendem Alter auf, ihre Werke werden non-binärer, fliessender. Zumindest vermuten wir das, denn leider sind die Arbeiten nirgends datiert, weder in der Ausstellung noch in der dazugehörigen Publikation. Ovartacis Vermischung der Geschlechter funktioniert nicht immer, war vielleicht auch gar nicht so gewollt. Jene mit der Tierwelt hingegen schon, was sehr schön anzusehen ist: Overtaci hat etliche Fabelmischwesen erschaffen, wandelbare katzenhafte, froschähnliche, krokodilige Geschöpfe mit nah- und fernöstlichen, aber oft auch mystischen Einflüssen.

Eine eigensame, wunderliche Welt, die einlädt zum Verweilen und Fantasieren und allerhand Knöpfe bei uns drückt. Wir bleiben immer wieder stehen, diskutieren über das Verhältnis von Mensch und Tier, über unsere eigene Wahrnehmung von «Geschlecht», über verkrustete Klischees und wie man diese als Künstlerin aufbrechen kann oder eben auch nicht. Und wir fragen uns, wie wohl das Leben für trans Frauen Anfang des 20. Jahrhunderts ausgesehen hat. Dazu muss man sagen, dass Ovartaci eine trans Frau «avant la lettre» ist. Der Begriff «trans» kommt aus der Psychiatrie und hat sich erst in den 1950er-Jahren richtig etabliert, allerdings nur für trans Frauen. Trans Männer waren zu dieser Zeit noch kein Thema bzw. unsichtbar. Das änderte sich erst in den 1980er-Jahren.

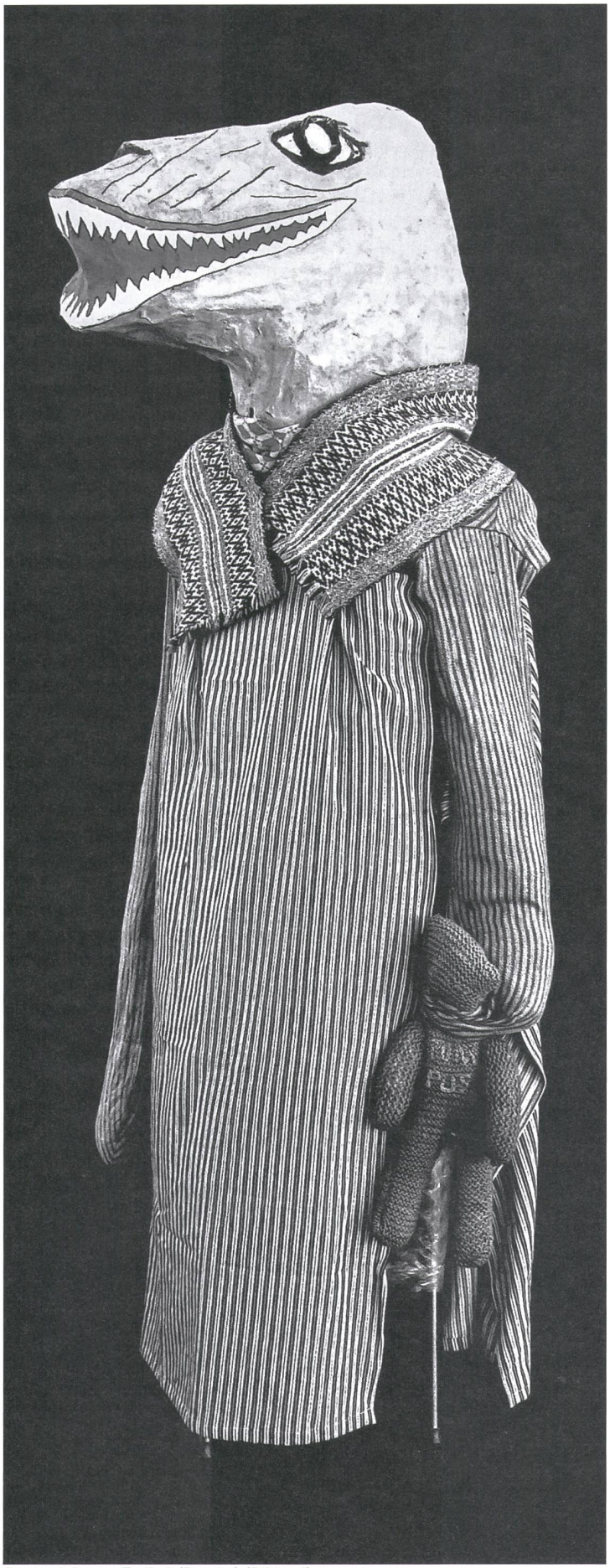
Ovartaci hatte es vermutlich besser als andere trans Frauen zu ihrer Zeit. In der Ausstellungspublikation ist zu lesen, dass der Psychiatrieaufenthalt für sie sowas wie ein Segen war, da sie dort endlich die Rahmenbedingungen für ihr persönliches und ihr Künstlerinnenleben vorfand, die sie zuvor, unter anderem in Argentinien, so lange gesucht hat. Auch, weil sie offenbar viele Freiheiten und eine bevorzugte Behandlung genoss, als eine Art Ober-Patientin galt, im jütländischen Dialekt «Overtossi» oder «Overfool», woher auch ihr Alter Ego Ovartaci rührt.

## Auf die Sexualität reduziert

Warum wir sie als Künstlerin bezeichnen, liegt auf der Hand. Ovartaci wollte ihr Leben lang als Frau gelesen werden. Sie hat sich nach mehrmaligem Bitten um eine Operation selber den Penis mit einem Meissel abgehackt. Und später, als Geschlechtsangleichungen für trans Frauen medizinisch möglich wurden, die Transition vollzogen – mit 63 Jahren. Mag sein, dass Ovartaci ihren Geburtsnamen wieder angenommen hat, als sie dement wurde in der Zeit vor ihrem Tod. Aber sie hat damals auch ihre eigene Kunst und ihre Traumwelten nicht mehr verstanden, darum gehen wir davon aus, dass sie sich als weiblich verstanden haben wollte.

Umso irritierender ist es, dass die Texte in der Ausstellung und in der dazugehörigen Publikation fast durchgehend das männliche Pronomen verwenden. Trans wird verleumdet und heruntergespielt, ohne das nötige Verständnis behandelt. Ein Beispiel: «Seine Zeitgenossen und Ovartaci selbst werten sexuelle Exzesse nicht leichtfertig. Sein Bestreben, seine Identität zuerst zu einem Eunuchen und später in eine Frau zu verwandeln, kann als Wunsch nach Keuschheit und Schönheit und als Deaktivierung von Instinkten angesehen werden, und nicht vorwiegend als Traum, das weibliche Geschlecht zu erlangen. Durch den Schmerz und die Entbehrung erschafft Ovartaci den neuen Menschen, von dem er geträumt hat. Er wird seine eigene Schöpfung.»

An diesem Abschnitt ist so vieles so falsch, man mag es fast nicht aufzählen. Sexuelle, identitäre und körperliche Ebene werden vermischt. Einerseits wird Ovartaci das sexuelle Verlangen abgesprochen, gleichzeitig wird aber ihre Sehnsucht, eine Frau zu sein, auf die Sexualität reduziert oder auf ihre Puppenfreundinnen projiziert. Besonders irritiert uns, dass permanent von Ovartaci als Mann gesprochen wird, «der seine weibliche Seite sucht». Sie hat sich selber, ohne Betäubung, den Penis abgehackt. Was muss eine Person denn noch tun, um als trans akzeptiert – und rezipiert – zu werden? Schlimm genug, dass auch in der Schweiz bis 2012 noch ein Operations- bzw. Sterilisationszwang für die Personen-



Ovartaci: Puppe *Freiheit* (Drache). (Bild: pd)

standsänderung von trans Frauen herrschte. Oder in Fabiennes Worten: «Ich habe mich sehr auf die Ausstellung gefreut. Vieles ist gut gemeint, aber leider wurde auch hier einmal mehr mit vielen Vorurteilen und Klischees gearbeitet. Mir fehlt die Differenzierung.»

## Tiger, Schmetterlingselfen, Mistviecher

Die Parallel-Ausstellung ICH DU ER SIE XIER setzt der Ovartaci-Schau «zeitgenössische Positionen des Männlichen, Weiblichen und von Transidentität» entgegen. Da ist eine humorige Fotoserie von Muda Mathis & Sus Zwick zu sehen, die Geschlechterstereotypen spielerisch dekonstruiert. Und ein Geschlechterpendel von Sascha Alexa Martin Müller, das zu rotieren beginnt, wenn man davor steht. Und der Dokfilm *Genderwonderland* von Michelle «Jazzie» Biolley, in dem verschiedene Menschen aus verschiedenen Ländern zu Wort kommen, die Geschlecht jenseits der gängigen Schubladen und Konventionen verstehen und ihre ganz eigene Genderutopie leben. Auch hier fehlt etwas die Differenzierung: Was ist Sexualität, was Identität, was Körperlichkeit und was sexuelle Orientierung?

Weiter hinten hängen Malereien von Francesca Bertolosi, die Ovartacis Arbeiten recht nahe kommen. Mystische Drachen und Tiger, Schmetterlingselfen, Mistviecher. «Diese fantastischen Bilder gefallen mir besonders gut, weil sie nicht mit den gängigen Inhalten arbeiten und für mich als wirkliche Kunst von einer trans Person wirken», sagt Fabienne und fügt an, dass beispielsweise auch die Fantasy-Filme *Matrix*, *V for Vendetta* oder *Cloud Atlas* von zwei trans Frauen gemacht wurden, den Wachowski-Schwestern. «Sie zeigen Kunst, wie sie eben auch möglich ist, fernab von Klischees.»

Bevor wir uns wieder auf ins Regenwetter machen, bleiben wir am letzten Satz auf der Infowand hängen: Bertolosis Motive stünden für Schutz und Stärke, aber auch für den Tod, dem sie immer wieder begegne in der Queer-Szene, steht da – «ist doch das Suizidrisiko von Transmenschen hoch». Ein weiterer Wermutstropfen. Keine Rede von den äusserlichen Einflüssen, von Diskriminierung, Stigmatisierung, Gewalterfahrungen. «Eine Einordnung, dass die erhöhte Suizidgefährdung mit der mangelnden politischen und gesellschaftlichen Akzeptanz von trans Menschen zusammenhängt, wäre hier dringend nötig gewesen», kritisiert Fabienne. «Ich bezweifle, dass eine trans Person bei der Planung involviert war.» Trotzdem findet sie die Ausstellung wichtig und sehenswert, gerade für Menschen, die noch nicht so viel Ahnung von Transgeschlechtlichkeit haben.

Crazy, Queer and Lovable: Ovartaci / ICH DU ER SIE XIER: Transidentität
Bis 1. März 2020, Museum im Lagerhaus, St.Gallen

Frau oder Mann – für immer?
Vortrag von David Garcia Nuñez, Leiter für Geschlechtervarianz an der Klinik für Plastische, Rekonstruktive, Ästhetische und Handchirurgie, Basel.
12. November 2019, 18 Uhr, Museum im Lagerhaus, St.Gallen

KKK – Kunst Kaffee Kuchen
Transidentität: ein aktuelles Thema
24. November 2019, 15 Uhr, Museum im Lagerhaus, St.Gallen

Film *Genderwonderland* (2016)
Mit der Regisseurin Michelle «Jazzie» Biolley, Video- und Fotokünstlerin, Gender-Aktivistin und Initiantin von «Be Queer». Mit Diskussion.
26. November 2019, 18 Uhr, Museum im Lagerhaus, St.Gallen

museumimlagerhaus.ch

# Bauhaus-Ausläufer in der Ostschweiz

**100 Jahre Bauhaus: Das Jubiläum wurde in den letzten Monaten ausgiebig gefeiert. Die 1919 in Weimar gegründete Architektur- und Gestaltungsschule existierte gerade einmal 14 Jahre. Doch das «Neue Bauen» und die «Moderne» in der Kunst haben ihre Wurzeln im Bauhaus. Ausläufer gibt es auch in der Ostschweiz. Aber man muss sie suchen.Von René Hornung (Text und Bilder)**

Das Bauhaus war in der Architekturabteilung ein reiner Männerclub. Frauen wurden in die Weberei, Buchbinderei oder die Töpferei abgedrängt. Doch mindestens zwei Künstlerinnen aus der Ostschweiz sind stark vom Bauhaus geprägt. Maria Geroe-Tobler (1895–1963) ist in St.Gallen geboren und in Herisau gestorben. Sie war eine Bauhaus-Schülerin und hat Tapisserie, Bleistiftzeichnungen, Aquarelle und Bühnenbilder gestaltet. Und sie berichtet in Briefen an ihre Schwester über den Bauhausalltag. Vom Bauhaus beeinflusst war auch Sophie Taeuber-Arp (1889–1943). Sie wuchs in Trogen auf, machte ihre erste Ausbildung an der St.Galler Kunstgewerbeschule und gehört zu den Vertreterinnen der konkreten Kunst.

Ihnen – und einigen mehr – widmet das Historische und Völkerkundemuseum ab dem 23. November die Ausstellung «Vom Jugendstil zum Bauhaus». Gezeigt werden Stühle, Textilien und Alltagsobjekte, die sich vom Kunstgewerbe immer mehr in Richtung des modernen Designs entwickelt haben und den Alltag bis heute prägen. Und die Ausstellung spannt den Bogen von der Kultur- zur Sozialgeschichte.

## Spurensuche in der Architektur

Das Bauhaus hat auch die Architektur markant geprägt. Das Bauhaus-Schulgebäude in Dessau und die Meisterhäuser der Lehrer sind zu Ikonen geworden. Und das «Neue Bauen» hat auch Architekten in der Ostschweiz beeinflusst. Einer, der St.Galler Georg Rauh-Hoffmann (1906–1965), studierte nach einer Zimmermannslehre am Bauhaus in Dessau Architektur und baute später mehrheitlich am Stadtrand Holzhäuser.

Bauhaus-Architektur findet sich allerdings in St.Gallen und in der Ostschweiz nur relativ spärlich, denn die Krise nach dem Zusammenbruch der Stickereiindustrie in den frühen 1920er-Jahren hatte auch massive Auswirkungen auf die Bautätigkeit. Eine frühe, aber nicht vollständige Bestandsaufnahme findet sich im Buch *Das Neue Bauen in der Ostschweiz* von 1989. Letztes Jahr hat die St.Galler Kunsthistorikerin Nina Keel in ihrer Masterarbeit *Bauen in der Krise. Veränderungen im Stadtbild von St.Gallen in den 1930er-Jahren durch das Neue Bauen* das Thema vertieft und sich auch mit der Stadtveränderung in jenen Jahren auseinandergesetzt – Veränderungen, die oft einen Massstabssprung mit sich brachten.

In den 1930er-Jahren entstanden in der Stadt St.Gallen hauptsächlich Ein- und Mehrfamilienhäuser, die dem Neuen Bauen zugerechnet werden. Einige sind Flachdachhäuser. Dass sie – im Gegensatz zu anderen Orten der Schweiz – jeweils ohne Diskussionen bewilligt wurden, geht auch auf den Einfluss von Paul Trüdinger zurück. Trüdinger war von 1933 bis 1939 Stadtbaumeister und ein Verfechter der damals neuen Architektur.

Dierauerstrasse

Das erste St.Galler Wohnhaus, das diesem Stil zugeschrieben wird, verortet Nina Keel an der Dierauerstrasse 9. Erbaut 1929, prägen es seine Balkone in Halbkreisform und ein zylinderförmiges Treppenhaus. Architekt war Moritz Hauser, der gleiche Hauser, der fünf Jahre zuvor mit dem «Palace» noch in einem ganz anderen Stil entworfen hatte. Moderne Elemente hatte er an der Dierauerstrasse vorerst «moderat» übernommen, wie Nina Keel feststellt.

Markant vom Bauhaus geprägt ist das 1930 entstandene NOK-Unterwerk (heute Axpo) in Winkeln, ein Industriebau mit klaren Linien und der typischen Fenstereinteilung. Der Architekt dieses Gebäudes ist nicht bekannt, es ist offensichtlich in der firmeneigenen Bauabteilung entworfen worden.

Axpo

Moritz Hauser ist auch jener Architekt, der das damals neue Laubenganghaus nach St.Gallen brachte. Die Wohnungen werden hier über eine balkonartige Aussenerschliessung auf der Bergseite betreten. Das 1933 entstandene Mehrfamilienhaus an der Dianastrasse 15 ist deshalb nicht nur ein seltener Zeitzeuge, es ist auch Teil eines

Dem Bauhaus in der Ostschweiz lässt sich auch ausserhalb der Stadt St.Gallen nachspüren. Im Toggenburg sind die Heberlein-Bleicherei, die Blockfabrik Lichtensteig und der Anbau des Hotels Sternen in Unterwasser bekannte Beispiele. In Wil steht die ehemalige Traktorenfabrik Hürlimann von 1939. In Heiden gibt es das berühmte Schwimmbad. In Weinfelden steht das in letzter Minute vor dem Abbruch gerettete Haus Stellmacher als Bauhaus-Zeitzeuge (erstellt 1932). Und am diesjährigen Tag des Denkmals war ein aus der Zeit stammendes Ferienhaus in Bichelsee zu besichtigen.

Ensembles von fünf Wohnbauten weiter bergwärts, die Architekt Arthur Kopf geplant hatte und die zwischen 1937 und 1939 gebaut wurden. Vier sind noch weitgehend in ihrer ursprünglichen Form erhalten.

Dianastrasse (Bild: Nina Keel)

Ein anderes Ensemble von Wohnhäusern im Bauhaus-Stil entstand 1935/36 an der Schubertstrasse. Ihre halbrunden Anbauten und Balkone, die über Eck gezogenen Fenster und die Fensterbänder sowie die Stahlrohrgeländer der Balkone sind ihre typischen Elemente. Hier war unter anderem der in Vaduz und St.Gallen tätige Architekt Ernst Sommerlad am Werk.

Weitere Zeitzeugen stehen im oberen Teil der Sonnenhaldenstrasse. Hier war auch Architekt Arthur Kopf am Werk. Von ihm stammt auch das 1936 erbaute Mehrfamilienhaus an der Lindenstrasse 39 mit seinem umlaufendem «Promenadendeck».

## Licht und Luft

Schiffe, aber auch Eisenbahnwagen mit ihren kompakten Einrichtungen waren die formalen Vorbilder für diesen Stil. «Diese Häuser sind auf die damals neuen Wohnbedürfnisse ausgerichtet. Auf Licht und Luft, viele Gebäude sind mit einem Gymnastikraum ausgerüstet», stellt Roland Wäspe fest. Der Direktor des Kunstmuseums St.Gallen ist ein Kenner der 1930er-Jahre-Architektur. Er verweist auf die internationale Qualität dieser Gebäude, «die mit ihrer Klarheit und Kompromisslosigkeit für nachfolgende Generationen vorbildlich waren». Diese Häuser verzichten sowohl auf Repräsentation als auch auf Monumentalität.

Schubertstrasse

Elegante, feingliedrige Elemente und Proportionen prägen ihr Bild. «Gerade weil sie so schmucklos sind, ist deren Ästhetik so empfindlich. Umso wichtiger ist, dass diese Merkmale erhalten bleiben», fordert Roland Wäspe.

Elemente des «Neuen Bauens» finden sich aber nicht nur an Wohnhäusern. Ein prägnantes Beispiel ist das Restaurant Dreilinden, 1932 mit der Zustimmung von Stadtbaumeister Trüdinger von der Ortsbürgergemeinde St.Gallen bei Architekt Carl Adolf Lang in Auftrag gegeben. Das Restaurant sollte Teil einer umfassenden Neugestaltung des Familienbades auf Dreilinden werden – doch nur wenige Teile davon wurden realisiert.

Ein viel kleinerer, aber ebenso prägender Bau jener Zeit ist die 1938 gebaute Volière im Stadtpark von Architekt J. Erwin Schenker. Und auch die erste Etappe des Schulhauses Engelwies von 1935 und die Talhof-Turnhalle 1940 gehören in diese Reihe öffentlicher Bauten.

Linsebühl-Bau

In der St.Galler Innenstadt stehen weitere Gebäude, die Elemente der Moderne zeigen: An der Kreuzung Bahnhofstrasse/Blumenbergplatz ist das 1933 erbaute Haus «Brückenwaage» der erste Stahlskelettbau der Stadt. Das Restaurant Hörnli folgt 1934, das Trischli 1935. Der grösste Massstabsprung aber fand im Linsebühlquartier statt. Der «Linsebühl-Bau» mit dem Kino «Säntis» (später «Tiffany») zwischen Lämmlisbrunnen- und Linsebühlstrasse entstand 1932 und ist ein weiteres Werk von Architekt Moritz Hauser. Hier plant Nina Keel im kommenden Frühling eine spartenübergreifende Ausstellung. Die St.Galler Bauten aus den 1930er-Jahren sollen dabei umfassend vorgestellt werden.

Neben einigen weiteren Zeitzeugen, die noch stehen, gibt es aber auch verlorene Häuser aus jener Zeit, darunter die ehemalige Fiat-Garage an der Teufener Strasse. Das Werk des Architekten Hans Burkard konnte nicht gerettet werden. Und nächstens wird auch das Zweifamilienhaus in der Gabelung von Gerhalden- und Goethestrasse abgebrochen. Geplant hatten es 1938 die St.Galler Architekten von Ziegler und Balmer.

**Ausstellungshinweise:**

«Vom Jugendstil zum Bauhaus», Historisches und Völkerkundemuseum, Vernissage: 22. November.

Das Bücherrad in der Bibliothek Hauptpost: zeigt aktuell eine grosse Auswahl an Bauhaus-Büchern.

«Von Variété bis Chlapf»: Eine spartenübergreifende Ausstellung im «Linsebühl-Bau» über die 1930er-Jahre und das «Neue Bauen» in St.Gallen. Geplant im April 2020.

# Einfach, aber nicht einfach einfach

Als Nischenverlag für Jugendbücher weckt «da bux» aus Buchs die Leselust bei der Generation YouTube. Von Bettina Kugler

Kühne Ideen schüchtern Alice Gabathuler selten ein. Im Gegenteil. So war es vor etwa fünf Jahren, als die Werdenberger Autorin zusammen mit ihren Kollegen Stephan Sigg und Tom Zai über eine neue Buchreihe für Jugendliche nachdachte. Authentische und spannende Geschichten aus der Erfahrungswirklichkeit hiesiger Teenager sollten es sein, nicht über deren Köpfe hinweggeschrieben und in einem Umfang, der auch schwächere Leser nicht abschreckt.

Statt einem bestehenden Kinder- und Jugendbuchverlag eine solche Reihe schmackhaft zu machen, beschlossen die drei, die Lücke selbständig zu füllen. Da bux war geboren, der junge Ostschweizer Verlag für handliche, leicht lesbare Bücher zu Themen, die Teenager beschäftigen – und nicht nur diejenigen, die ohnehin gern lesen. Erzählt wird von Mut und Übermut, von Körperkult und Mobbing, Armut und Migration, Hooliganismus und Biomanipulation, von Loyalität unter Freunden oder von der Suche nach dem Platz in der Familie, in der Gesellschaft, im Leben überhaupt.

## 60 Seiten müssen genügen

«Wir haben mit dem Konzept keineswegs das Rad neu erfunden», sagt Alice Gabathuler. In Deutschland gibt es vergleichbare Leichtlesereihen. Was fehlte, waren Geschichten aus dem Nahbereich der Schweiz. Unterdessen ist der Buchmarkt auf da bux aufmerksam geworden; eine Expansion nach Deutschland und Österreich wäre möglich. Doch die Macher zögern. Sie müssten dafür genau das aufgeben, was ihnen wichtig ist: die Verankerung der Geschichten hierzulande. Sprachliche Eigenheiten, auch Helvetismen. Die Nähe zu ihren Leserinnen und Lesern. Ihren Qualitätsanspruch.

«Einfach – aber nicht einfach einfach», so sollten die Storys sein; direkt, aber doch auch verspielt, mit Sinn für Sprache. Wie der Verlagsname. Da bux, das sind die «books» aus Buchs, in unverwechselbarer, ziemlich cooler Aufmachung. Etwas grösser und robuster als Reclam-Hefte, schwarz, mit einem Coverfoto, das stark auf Emotionen zielt. In lesefreundlichem Flattersatz, serifenloser Schrift. Kein Band hat mehr als 60 Seiten. Gedruckt werden sie in der Ostschweiz: bei Cavelti in Gossau. Keineswegs selbstverständlich – eine «mit Herzblut geschriebene Offerte», wie Alice Gabathuler sagt, machte es möglich.

Die erste Edition erschien im September 2016: vier Titel, vier Autorinnen und Autoren, unter ihnen die erfolgreiche Zürcher Krimiautorin Petra Ivanov. Das hat den Start erleichtert und, zusammen mit Unterrichtsmaterial zum kostenlosen Download, wesentlich dazu beigetragen, dass sich die Bücher an Schulen schnell durchsetzen konnten. *Crash* hiess Petra Ivanovs Buch über zwei Jugendliche, die nachts in einem gestohlenen Wagen über die Autobahn rasen und einen Unfall verursachen. Noch immer ist es der gefragteste Titel bei da bux. Für die aktuelle vierte Edition hat die Zürcherin mit *Sex-Ding* einen kleinen Roman über Sexting im Netz geschrieben – auf eigenen Wunsch aus der Perspektive eines muslimischen Jungen. Migrantinnen und Migranten als Identifikationsfiguren sind dem Verleger-Trio wichtig als unverzichtbarer Aspekt einer realitätsbezogenen «Swissness». Auch Texte anderer da-bux-Autoren haben sich durchgesetzt: So wurde Katja Alves' *Erwischt* im Mai für den Schweizerischen Kinder- und Jugendbuchpreis Bookstar nominiert, Franco Supinos Flüchtlingsgeschichte *Hau ab, Bruderherz* kam im Jahr zuvor auf die Bookstar-Shortlist und die Empfehlungsliste von Baobab Books, die kulturelle Vielfalt im Kinder- und Jugendbuch fördert. Der Verlag da bux schaffte es im Frühjahr beim Publikumsvoting zum Jungunternehmerpreis der St.Galler Kantonalbank auf Platz 2.

Insgesamt 16 Titel liegen bisher vor; auch stilistisch sind sie «kein Einheitsbrei», wie Alice Gabathuler versichert. Als Co-Verlegerin und Lektorin lässt sie ihren Autorinnen und Autoren gern möglichst viel Freiheit. Nur nicht im Umfang. Kurz und knackig soll es sein. Und einfach. Nichts schwieriger als das! Dennoch muss da bux auch vielbeschäftigte Kollegen nicht lange bitten.

## Fussballkrawall in Doppelperspektive

Nur diesmal, bei der vierten Edition, fehlte noch ein Autor oder eine Autorin. Da war dann wieder der Moment gekommen für eine rettende Idee. Kurzerhand schrieb Alice Gabathuler zwei Versionen zu *Krawallnacht*, einer Geschichte über Gewalt am Rande eines Fussballmatchs in Luzern. Es reizte sie, die sich überschlagenden Ereignisse, das Chaos, die Brutalität und Zerstörungswut aus zwei Perspektiven aufzurollen: Einmal aus der Sicht der 14-jährigen Alina, die zur falschen Zeit am falschen Ort eine Verabredung hat. Zum anderen mit den Augen und dem anderen Hintergrund des gleichaltrigen Sek-Schülers Kilian, der seinen Kollegen Linus nach Luzern zu dem Date mit Alina begleitet. Kilian, der seinen älteren Bruder unter den gewalttätigen Hooligans wiedererkennen wird. Ob man beide Versionen liest und wenn ja, in welcher Reihenfolge, spielt keine Rolle. Ein reizvolles literarisches Spiel, abgesehen vom Diskussionsstoff, den die Story bietet.

Was schon seit längerem auf Alice Gabathulers Wunschliste steht, ist eine richtige Fussballgeschichte. Noch konnte sich kein Autor dafür erwärmen; sie selbst gibt zu, sich mit der Materie zu wenig auszukennen. «Man muss beim Schreiben schon wissen, wie es in einer Mannschaftskabine ‹schmöckt›», sagt sie. Bis sie einen Kollegen – oder eine Kollegin – dafür gefunden hat, tüftelt sie bereits wieder an anderen Ideen. Etwa der, junge Schreibtalente mit einem sorgfältigen, kritischen Lektorat zu fördern, ihnen bei da bux eine Plattform zu geben. Den Qualitätsanspruch soll es nicht schmälern. «Es wird sicher nicht genügen, wenn jemand ‹gut für sein Alter› schreibt. Wir müssen sehen: Sie oder er schreibt einfach gut. Punkt.»

Vierte Edition: *Krawallnacht* (Alice Gabathuler), *Sex-Ding* (Petra Ivanov), *Totsch* (Sunil Mann), da bux Verlag Buchs, je Fr. 8.90, im Vierer-Paket Fr. 35.60.

dabux.ch

# Unpoliert und schnörkellos

**Too Mad veröffentlichen ihre zweite EP *Mad Men Rise*, eine Platte mit ordentlich Punch. Von Roman Hertler**

Too Mad (Bild: pd)

Kernig, rifflastig und manchmal verträumt: So kennt man das Rockduo Too Mad aus Oberriet. Insofern bietet ihre zweite EP *Mad Men Rise* keine grossen Überraschungen. Damian Loher (Gitarre und Gesang) und Dionys Müller (Drums) bleiben sich treu, und das ist gut so. Nach ihrem Erstling *Mad Flowers* (2018) treiben sie ihren bluesigen Rock geradlinig weiter, der Sound ist unpoliert, nur stellenweise wurde vielleicht mal draufgespuckt und mit einem Nasenlumpen etwas nachgerieben.

Trotz ihrem klaren Weg offenbart sich in den fünf Stücken auf *Mad Men Rise* eine gewisse stilistische Breite, ohne im Crossover zu versanden. Geografisch führen uns die Rheintaler in südliche Gefilde: *Fallin'*, das von einer verruchten Begegnung in einer verrauchten Bar schwärmt, erinnert an das Hauptriff von *Preacher* der südfranzösischen Alternative Rocker Clan Edison. In *Lost Here* fühlt man sich in die alten, balladigen Radiohead-Tage versetzt (Südengland). Und in *I Know* stampft der Südstaaten-Bluesrock im Downtempo aus den Boxen. Hörbare Vorbilder sind nach wie vor Black Rebel Motorcycle Club oder die Rival Sons. Da und dort kommt die Westerngitarre zum Einsatz. Ansonsten verzichten Too Mad weitgehend auf musikalischen Schnickschnack.
Ihre erste Platte haben Too Mad noch bei Jerome Longhi (Lowcutproduction) in Romanshorn aufgenommen und in Los Angeles bei Infrasonic Sound (Rival Sons, Hot Snakes, Portugal. The Man) mastern lassen. Diesmal wollten es die Oberrieter so einfach und authentisch wie möglich halten. Sie haben alles in ihrem eigenen Probekeller aufgenommen. Die Produktion und das Mastering hat Damian Loher selber in die Hand genommen. Das Resultat überzeugt, das Drum klingt ausgewogen, die Bässe kommen satt. *Mad Men Rise* erscheint zunächst nur online. Physische Scheiben folgen vermutlich im Januar. Die Veröffentlichung am 4. November, einem Montag, ist bewusst gewählt und dem Opener *Fuck You Monday* geschuldet, einem Abgesang auf den ermüdenden Arbeitsalltag und die Leistungsgesellschaft. So klingt Rheintaler Bodenständigkeit in ihrer coolsten Form, schnörkellos und mit ordentlich Punch.

Too Mad: *Mad Men Rise*, erscheint am 4. November auf den gängigen Onlinekanälen. Nächstes Mal live als Support von Omni, 22. November, Palace St.Gallen.

toomad.ch



# Týpo ehrt Max Koller

Wer bei Zollikofer an der Fürstenlandstrasse gearbeitet hat, kannte Max Koller. Oder zumindest seine unverwechselbare gestalterische Handschrift. 1961 bis 1998 prägte er als typografischer Gestalter nicht nur zahllose Drucksachen, die dort produziert wurde, sondern auch das Gesicht des Druck- und Medienunternehmens selber. Das unübersehbare rote Z war sein Werk, Geschäftsdrucksachen, Broschüren, Schriftmusterbücher und Publikationen wie das Jahrbuch *Gallusstadt*. Wer bei Z arbeitete, wurde über die Jahre «geimpft» mit Kollers konsequentem grafischem Stil: «unspektakulär und frei von jeder modischen Vergänglichkeit», wie es bei seiner Pensionierung hiess.

Jetzt würdigt eine Publikation der Verlagsgenossenschaft St.Gallen VGS das Werk von Max Koller. Herausgeber Jost Hochuli, während 60 Jahren Kollers Weggefährte und Freund, charakterisiert Koller in einer kurzen persönlichen Skizze und stellt sein Schaffen vor, das auch zahlreiche bis heute gestalterisch gültige Buchpublikationen umfasste – darunter die dreibändige literarische Anthologe *Der goldene Griffel* von 1957, eine Privatdruckreihe unter anderem mit Peter Scheitlins *Armenreisen* von 1817 und diverse Künstlermonografien für die Erker Galerie. Koller ging gestalterisch mit der Zeit – aber blieb zeitlebens bei Bleistift und Schere als Werkzeug. «Vor einem Bildschirm sass er nie», schreibt Hochuli.

Das Buch *Max Koller – Typograf* wird im Rahmen der Tagung Týpo 2019 am 8. November vorgestellt. Die Týpo findet vom 8. bis 10. November statt, mit dem Themenschwerpunkt «Balance» und Referaten unter anderem von Andreas Uebele, Mireille Burkhardt, Hans-Peter Kaeser oder den Gewinnerinnen des Swiss Design Awards 2019, Nina Paim und Corinne Gisel, die über das Designforschungsprojekt «Finding Niggli» berichten. Der Kongress kann für ein Tagungsgeld von 398 Franken (Studierende 199 Franken) besucht werden. Er endet am Sonntag im Sitterwerk mit dem Besuch der dortigen Hochuli-Ausstellung «Aus Josts Archiv». (Su.)

Týpo St.Gallen, 8. bis 10. November, GBS St.Gallen
Buchpräsentation *Max Koller – Typograf*:
8. November, 18 Uhr, GBS-Aula St.Gallen
typo-stgallen.ch

## Michelle Steinbeck & Co

Michelle Steinbeck (Bild: Verlag/Dirk Skiba)

Manchmal reichen ihr ein paar wenige Worte, um die Sache auf den Punkt zu bringen. Zum Beispiel so:

to do

yoga
spazieren
aufräumen
tagesbericht
gedichte schreiben
gedichtband absagen

Das Vorletzte hat Michelle Steinbeck gemacht, das Letzte zum Glück nicht. 2018 hat sie das Buch *Eingesperrte Vögel singen mehr* (im Verlag Voland & Quist) herausgebracht, in dem sich das obige Gedicht findet. Unvermeidlich zitiert wird, wenn von diesem Buch die Rede ist, auch der Kommentar von Elke Heidenreich, den der Verlag gleich mit auf die Rückseite gedruckt hat: «Wenn das die neue Generation ist, dann Gnade uns Gott.»

Vermutlich hat sie es positiv gemeint. Steinbeck, Jahrgang 1990, verkörpert die neue Generation ideal: Sie packt Alltagsthemen in eine rasante, bildstarke, manchmal rotzige, immer souverän gehandhabte Sprache. Auf die Bemerkung, ihre Gedichte böten kein Absinken in Gefühlswelten, griffen aber manchmal mit Absicht in Peinlichkeiten, hat die Autorin in einem Gespräch auf dem Blog literaturblatt.ch gesagt: «Ich bin ein Stadtkind. Aber Gefühle sind doch jede Menge drin! Und auch ein paar Bäume. Und Peinlichkeiten… Ja? Gut! Mein alter Freund Michael Fehr hat mir mal doziert, ich solle in der Lyrik dahin, wo es wehtut. Wo es unangenehm wird. Das fand ich einen guten Rat.»

Unüberhörbar neben den teils harten Themen ist auch Steinbecks Musikalität. Das kommt dem Projekt zugute, mit dem die Autorin im November in St.Gallen zu erleben sein wird: den Internationalen Tagen für improvisierte Musik und Poesie. Initiant ist der Thurgauer Literaturvermittler Gallus Frei-Tomic. Nach ermutigenden Erfahrungen mit einer ersten musikalisch untermalten Lesereihe «wagen wir uns tapfer in eine nächste Runde», schrieb Frei-Tomic im Oktoberheft von Saiten. Und setzt diesmal ganz auf Lyrik. Neben Michelle Steinbeck kommen Wolfgang Hermann aus Wien, Ariane von Graffenried aus Bern und Thilo Krause aus Zürich ins St.Galler Theater 111. Begleitet werden sie wiederum vom Duo Stories mit Christian Berger (Gitarre, Oud) und Dominic Doppler (Schlagzeug).

Wie sie Gedichte schreibt, erklärt Steinbeck im übrigen im Buch gleich selber: «ich sehe nur mich selbst / meinen kopf von innen der rest ausgeblendet was / will ich eure fressen sehen und eure bäume / und strassen interessieren mich auch / nicht high five...». Fortsetzung am 17. November um 11 im 111. (Su.)

10. November, 11 Uhr: Wolfgang Herrmann
17. November, 11 Uhr: Michelle Steinbeck
21. November, 20 Uhr: Ariane von Graffenried
24. November, 11 Uhr: Thilo Krause

Theater 111 St.Gallen
l111.ch



## 30 Jahre, 30 Auftritte

Am 15. Oktober 1989 schmurgelt im St.Galler Gaiserbahnhof ein letztes Mal die Zündschnur. 35 Tage vorher, am 11. September um 16 Uhr hatte sie der Künstler Roman Signer im Bahnhof Appenzell feierlich in Brand gesetzt. Mit provokativer Langsamkeit hatte sie sich von dort entlang dem Trassee der Appenzeller Bahn nach St.Gallen gezüngelt.

Die Zündschnur war eine von mehreren Aktionen im Kulturprogramm der beiden Appenzell als Gastkantone der Olma – ein Programm abseits der Sennenklischees, das einschlug. 30 Jahre später war die IG Volkskultur Ehrengast der Olma. Gezündet hat da gar nichts, nachzulesen auf saiten.ch/olma-wo-die-rueckschweiz-stickt.

Nachhaltig züngelte die Zündschnur jedoch in Appenzell Ausserrhoden. Im selben Jahr 1989 war im Frühling das Frauenstimmrecht endlich eingeführt worden. Und im selben Jahr wurde die Ausserrhodische Kulturstiftung gegründet. Die Ziele umschreibt Hans-Jürg Schär, der damalige Ratsschreiber und zusammen mit Regierungsrat Hans Höhener treibende Kraft für die Gründung der Kulturstiftung, auf zeitzeugnisse.ch so: «Es galt, die herrschende kulturelle Landschaft zu hinterfragen. Angestrebt wurde ein von gegenseitigem Respekt getragenes Nebeneinander mit dem Ziel, Traditionelles und Zeitgenössisches ohne Berührungsängste miteinander zu verbinden.»

Das scheint geglückt: Nach 30 Jahren, weit über hundert Werkbeiträgen und diversen selbst-initiierten Projekten lädt die Ausserrhodische Kulturstiftung am 9. November zum zwölfstündigen Jubiläumsfest ins Zeughaus Teufen. Auf einer drehenden Plattform treten im 20-Minuten-Takt 30 Kunstschaffende auf, dazu gibt es eine Jubiläums-Edition, und ein «Buttomat» ist am Werk. Am Abend spielen Dejàn und Rondom zum Tanz. (red)

30 Jahre Ausserroher Kulturstiftung: 8. November, ab 12 Uhr, Zeughaus Teufen
ar-kulturstiftung.ch

## Auf zur Eigen-Brotteilete!

Mit dem Brot hat die Eigenbrötlerei tatsächlich zu tun, zumindest was die Wortherkunft betrifft. Wikipedia weiss, dass im 16. und 17. Jahrhundert in Süddeutschland «Eigenbrötler/Eigenbrötlerinnen» als Bewohner eines Hospitals benannt sind, die ihr eigenes Brot assen, also auf eigene Kosten dort untergebracht waren. Sie hatten in der Regel die bessere Unterkunft und hielten sich von den anderen Insassen fern, die meist auf Almosen angewiesen waren.

Die Mehr-Besseren also. Zu ihnen würden die «Guetbrötler» passen, die das Schweizerische Idiotikon als Schmeichler umschreibt, die sich mit allen Leuten gut stellen wollen. Auch der «Trochebrötler» ist nicht unbedingt der sympathischste Zeitgenosse: Wortkarge, brötige oder auch duckmäuserische Typen nennt der Volksmund so. Wer es «usbrötlet» hat, kann mit seinen Plänen einpacken, wer etwas «guetbrötlet», nimmt es mit der Wahrheit nicht so genau. Man kann es kneten und wenden wie man will: In den Redewendungen rund ums Brot tun sich zwischenmenschliche Abgründe auf.

Kein Grund für Saiten aber, die Finger vom Eigen-Brot zu lassen. Vielmehr nimmt es uns wunder, was an Brötigem aus den hiesigen Backöfen so alles herauskommt. Am 14. November machen wir im Konsulat einen brötigen Schalter auf. Backt Eure kleinen oder grösseren Eigenbrote, bringt sie vorbei und palavert mit anderen Eigenbrötlerinnen über die Kunst des Teig- und Seelenknetens und die Lust am Eigensinn. Und damits nicht zu trocken wird: Für Getränke ist gesorgt.

14. November 19 Uhr im Konsulat an der Frongartenstrasse 9 in St.Gallen.

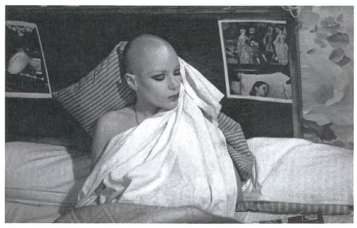
Als Tänzer liebte er den Pas de deux, heute wird er für seine Choreographien bewundert. Alles andere als ein Eigenbrötler also: MARTIN SCHLÄPFER, der aus St.Gallen stammende Tänzer und Choreograf hat in Mainz und Düsseldorf Tanzgeschichte geschrieben, ist jetzt an die Wiener Staatsoper berufen worden – und erhält den Grossen Kulturpreis der St.Gallischen Kulturstiftung. In der Begründung heisst es: «Martin Schläpfer gilt als einer der bedeutendsten Ballettchoreografen der Gegenwart, ein Erneuerer mit Bodenhaftung, radikal, kompromisslos und dennoch nah am Menschen.» Am 2. Dezember wird in der Lokremise gefeiert, mit Live-Ausschnitten aus Schläpfer-Choreografien. Mehr zum Preisträger hier: saiten.ch/erneuerer-mit-bodenhaftung/

Dass Pfyn ein klingender Kulturname geworden ist, verdankt es Alex Meszmer und Reto Müller. Das Kunstduo – alles andere als eigenbrötlerisch unterwegs – hat den kleinen Thurgauer Ort zum «transitorischen Museum» verwandelt und zur Stätte lebendiger Diskurse gemacht. Dieses Talent bringt ALEX MESZMER künftig auch national ein: Er wird als Nachfolger von Hans Läubli Geschäftsleiter von Suisseculture, dem Dachverband der professionellen Kulturorganisationen. Suisseculture erhebt seine Stimme immer dort, wo es kulturpolitisch brennt.

Kulturpolitisch tut sich im Thurgau noch mehr: Die Beauftragte der Kulturstiftung, GIOIA DAL MOLIN, wechselt nach rund vier Jahren von Frauenfeld nach Rom. Ab Januar arbeitet sie als Kuratorin am Istituto Svizzero. Ihr Nachfolger, aus knapp 70 Bewerbungen gewählt, ist der Kunsthistoriker STEFAN WAGNER aus Zürich. Wagner (Jahrgang 1973) war bisher in verschiedenen Institutionen als Kurator, künstlerischer Leiter, Vermittler und Journalist tätig und unterrichtet an der Schule für Gestaltung in Bern und Biel. 2013 hat er den Swiss Award für Vermittlung bekommen; damals schrieb er, wie thurgaukultur.ch zitiert, diese alles andere als eigenbrötlerischen Sätze: «In diesem Flachwasser-Einerlei muss über mehr Mut, Formate der Kunst und deren Orte nachgedacht werden. Veränderung ist die Hoffnung, Solidarität, mehr geistvoller Widerspruch und schäumende Wagnisse.»

Alles andere als eigenbrötlerisch sind auch die Musiker STEFAN BAUMANN und GORAN KOVACEVIC unterwegs: Unter dem Namen Two-gether bilden sie ein neues Duo. Das Interesse an interdisziplinären Projekten mit Tanz, Theater oder Film verbindet sie ebenso wie die Virtuosität auf ihren Instrumenten: Akkordeon und Cello. «Es treffen sich zwei Künstler, die beide ihre eigene Sprache entwickelt haben und sich intuitiv verstehen», verspricht die Ankündigung für die ersten Konzerte des Duos: am 31. Oktober im Palais Bleu Trogen, am 1. November im Kulturpunkt Flawil, am 2. im Salon Gockhausen und am 3. in der Grubenmannkirche Teufen. Weiter geht die gemeinsame Tour nächstes Jahr.

# Monatstipps der Magazine aus dem Aargau, Basel, Bern, Liechtenstein, Luzern, Winterthur, Olten und Zug



AAKU
Aargauer Kulturmagazin

**Selbstbestimmte Pionierin**

Die Zürcher Performancekünstlerin Manon feiert bald ihren 80. Geburtstag. Ab dem 23. November zeigt das Kunsthaus Zofingen fotografische und installative Arbeiten. Rund um die aktuellen Debatten zu sexueller Identität, Selbstbestimmung und gegenseitiger Verständigung trifft Manons Werk den Nerv der Zeit.

**Manon**
**23. November (Vernissage 17 Uhr) bis 23. Februar, Kunsthaus Zofingen**
**kunsthauszofingen.ch**

Programmzeitung
Kultur im Raum Basel

**Zeitgenössischer Literaturaktivismus**

Das internationale Literaturfestival BuchBasel lädt auch dieses Jahr zahlreiche nationale und internationale Autor*innen ein. «Zukunft jetzt!» – diese aktivistische Parole benennt den diesjährigen Themenschwerpunkt. Nicht aufschieben oder vertrösten, sondern initiativ werden. Es geht um zivilgesellschaftliches Engagement.

**BuchBasel 2019**
**8. (Eröffnung im Volkshaus) bis 10. November, diverse Ort im Raum Basel,**
**buchbasel.ch**

BKA
BERNER KULTURAGENDA

**Quicklebendige Avantgarde**

Das Festival Saint Ghetto in der Dampfzentrale vereint Pioniere der neuen Musik mit der musikalischen Avantgarde von morgen. Zu hören gibt es etwa die Industrial-Legenden Test Dept, den düsteren Londoner Wortkünstler Ghostpoet oder die Performerin Eartheater (Bild). Zu entdecken gibt es auch die Schweizer Gesangskünstlerin Rea Dubach alias REA oder den deutschen Indie-Crooner Jungstötter.

**Saint Ghetto**
**21. bis 23. November, Dampfzentrale, Bern, dampfzentrale.ch**

041
www.null41.ch

**Queeres Filmvergnügen**

Bereits zum 18. Mal zeigt das Pink-Panorama-Filmfestival Luzern einen Mix aus internationalen queeren Filmen. Neben Kurzfilmen stehen unter anderem die schweizerische Erstaufführung von Levan Akins «And then we danced», das Drama «Konsequenzen» und die Geschichte «Ich bin Anastasia» auf dem Programm. Und Am Samstag wird gefeiert.

**Pink-Panorama Filmfestival Luzern**
**14. bis 17. November, Stattkino, Luzern, PinkPanorama After Party, 16. November, Jazzkantine, Luzern, pinkpanorama.ch**

KuL

**Viergängiges Spektakel**

Das himmlische Verzehrtheater verbindet kulinarische Leckerbissen mit artistischen Showeinlagen. Marion und Frithjof Gasser möchten mit ihrer Crew der heutigen Schnelllebigkeit, in der man vor lauter Terminen die Mussestunden oftmals vergisst, entgegenwirken und den Gästen einige unbeschwerte Stunden schenken, inklusive eines exquisiten Viergang-Menüs.

**Clowns & Kalorien**
**1. bis 16. November, Bretscha-Platz, Eschen, clowns.ch**

Coucou

**Grenzsprengender Spielraum**

Der Gazastreifen ist einerseits von Israel und Ägypten und andererseits vom Mittelmeer umschlossen. Einige junge Palästinenser*innen spielen mit diesen praktisch unüberwindbaren Grenzen. Der kleine Spielraum ist dabei die Distanz zum Strand auf der anderen Seite der Grenze, die sie mit ihren Surfbrettern überwinden können. «Gaza Surf Club», zu sehen im November in der Coalmine.

**Gaza Surf Club**
**27. November, 19 Uhr, Coalmine Winterthur, coalmine.ch**

AUSGEHEN

**Unterbewusste Explosionen**

Filib Schürmann hat gerade einen Werkbeitrag des Kantons Zürich im Bereich Bildende Kunst erhalten und stellt mit vier weiteren Kunstschaffenden noch bis Anfang Dezember in Olten im zwischengenutzten Ex-Herren Globus aus. Seine Werke gehen unter die Haut und scheinen eine poetische Explosion seines Unterbewusstseins zu zeigen, das sich aber nur erahnen lässt und sich ansatzweise erkennbar gibt. Berührend!

**Gruppenausstellung «Spirit of Exploration»**
**bis 1. Dezember, Ad Hoc Kunstraum, Olten, nomadicartprojects.com**

ZugKultur

**Literarisches Ping-Pong**

Der «Höhenflug» kann nicht mehr warten: Das Zuger Literaturfestival findet normalerweise alle drei Jahre statt – das nächste Mal im Frühling 2021. Offenbar hat das OK aber das Warten schlicht satt, deshalb packt das Festival schon im November die Flügel aus, wenn auch nur für einen Tag: Sechs Schweizer Autor*innen treten im Doppelpack zu je einer gemeinsamen Lesung an, sprechen über ihr Literaturschaffen und machen überhaupt, was sie wollen (im Bild: Autor Christoph Schwyzer).

**Festival Höhenflug Zwischenspiel**
**23. November, ab 11 Uhr, Theater im Burgbachkeller, Zug, burgbachkeller.ch**

**Mit Saiten zusammen bilden diese eigenständigen Kulturmagazine den «Kulturpool». Mit ihren Regionen bestens vertraut, betreiben die Magazine engagierte Kulturberichterstattung und erreichen gemeinsam 745'066 Leserinnen und Leser. Dank seinem grossen Netzwerk ist der «Kulturpool» die ideale Werbeplattform, wenn es über die Ostschweiz hinausgeht. kulturpool.org**